LXXIII.

Time smoking a Picture.

Der Zeitgott, ein Gemälde anrauchend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LXXIII.

Time smoking a Picture.

Der Zeitgott, ein Gemälde anrauchend.

Zu diesem Blatte, das mit der Satyre gegen die Rembrandtische Manier gewissermaßen in Verbindung steht, gehört ein Schlüssel, den wir unsern Lesern in die Hand geben müssen, ehe wir über das Blatt selbst mehr sagen.

Die Gemäldeliebhaber und Gemäldetrödler, mit denen sich Hogarth nicht vertragen konnte, wetteiferten damals, in der Kunst auch das Alter zu ehren. Nicht nur die inneren, wahren, oder vorausgesetzten Vorzüge der ältern Malerei kamen dabei in Betracht; man hielt sich auch überzeugt, daß durch die Länge der Zeit das Colorit, wenn gleich nicht lebhafter, doch weicher und milder und im ästhetischen Sinne vorzüglicher werde. Ein altes Gemälde, oder das wie alt aussah, wurde also schon deßwegen theurer verkauft. Vielleicht machten es auch einige Kunst-

händler mit den Gemälden, zwar nicht gerade so, aber doch auf eine ähnliche Art, wie Andere nachher mit den Violinen, die man frisch und neu aus Deutschland kommen ließ, und zu hohen Preisen für alte Cremoneser verkaufte, nachdem man sie einige Zeit in Rauch gehängt hatte. Hogarth, der sich überhaupt auf keine einzige Kunstmanier, außer seiner eigenen, verstand, fand um so lächerlicher, bei der Bestimmung des Werths eines Gemäldes auf das Alter Rücksicht zu nehmen, da er der Meinung war, daß die mächtige Zeit ihr Zerstörungsrecht an dem Colorit nicht weniger, als an allen übrigen Dingen, ausübe. Für eben diese Meinung hat sich auch umständlich der geist- und kenntnißreiche Walpole erklärt. Aus der Natur der Farben will er klar beweisen, daß die Zeit dem Colorite eines Gemäldes nur schaden könne. Denn alle Farben, sagt er, sind vergänglich, ausgenommen etwa das Ultramarin, das sogar die Feuerprobe besteht. Nun richtet sich aber, fährt er fort, die Vergänglichkeit der Farben nach ihrer chemischen Beschaffenheit; und da die eine früher, die andere später, sich ändert, so folgert Walpole, daß die Harmonie der verschmolzenen Farben in einem Gemälde durch die Länge der Zeit unvermeidlich gestört werden müsse, also das Colorit auf keine Art durch das Alter vervollkommnet werden könne. Aber was sich gegen diese Meinung nicht ohne Grund einwenden läßt, fällt auch in das Auge. Was die Zeit, früher oder später, unfehlbar zerstört, kann doch nur mit Hülfe der Zeit eine gewisse Vollendung erreichen. Ehe aus einem schönen Mädchen eine alte Frau werden kann, muß erst aus einem Kinde ein schönes Mädchen geworden sein. Ehe es mit den Farben, die der Maler zu einem Colorite verschmolzen hat, so weit kommt, daß ihre Elemente nachtheilig für die Kunst auf einander wirken, könnte gar wohl eine lange Zeit vorher gehen, die endlich be-

wirkt, daß die Verschmelzung der Farben in einander vollendet werde. Aber auf diese Dinge, Verschmelzung der Farben, Beleuchtung, und was dahingehört, gab Hogarth überhaupt sehr wenig; Ausdruck, reiner, sprechender, durchaus natürlicher Ausdruck ging ihm über alles. Um so willkommener mußte ihm die Veranlassung sein, seinem Widerwillen gegen jeden Kunstgeschmack, der nicht der seinige war, auch bei dieser Gelegenheit Luft zu machen. Dem Colorit, das durch das Alter einen Werth erhalten soll, gilt der Einfall, den wir hier ausgeführt sehen, zunächst; zugleich aber dem Alten in der Kunst überhaupt, also auch den alten Statüen, von denen Hogarth nicht begriff, wie man sie mit so enthusiastischer Verehrung bewundern könne. Also auch hier fliegen wenigstens einige der Pfeile, die verschossen werden, neben dem Ziele vorbei. Aber Erfindung und Ausführung sind ganz in Hogarth's Geiste. Ein anderer Künstler wäre auf diese Art, den alten Zeitgott zu beschäftigen, nicht verfallen.

Mit der Tabackspfeife im Munde hat sich uns der ehrwürdige Saturn bei Hogarth schon ein Mal gezeigt; in dem Finis oder Ende aller Dinge. Hier stellt er einen Maler vor, oder vielmehr einen Künstler, der den Gemälden erst den rechten Geist anhaucht. Die Tabackspfeife ist Palette und Pinsel zugleich. Das Colorit dampft aus zwei concertirenden Wolken an den ihm bestimmten Platz. Noch sieht das Bild nach nichts aus. Aber mit der Zeit giebt sich Alles. Mit der Zeit wird aus einem Pinsel selbst, in der deutschen Bedeutung des Worts, ein wichtiger Mann, im Cabinette, oder im Felde, nämlich durch ruhiges Aufwärtssteigen nach dem Gesetze der Anciennetät, wenn es gewissenhaft befolgt wird. Warum sollte also auch nicht mit der Zeit aus einem schlechten Gemälde, dem Werke des Pinsels, ein gutes werden? Freilich sind nicht alle Werke des Pinsels auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geisteswerke. Aber wozu der Geist, wenn der Pinsel nichts zu wünschen übrig läßt? Und auch das Uebrige, das zur Verfertigung eines Gemäldes gehört, ist hier in der Ordnung. Das Gemälde präsentirt sich, wie es sich gehört, auf der Staffelei, die man auch den Malerefel, und daher noch im Englischen the Easel nennt. Dieser hölzerne Esel hier hat starke Knochen. Er wird nicht sinken unter seiner Last, ob sie gleich schon von einem schweren Rahmen umgeben, und mit einer Unterschrift versehen, also, das Siegel der Vollendung abgerechnet, das sie nur der Zeit verdanken kann, so weit fertig ist. Ein gutes Stück Arbeit aber steht der Zeit bevor, wenn sie dieses Gemälde vollenden will; denn bis jetzt ist noch nichts darauf zu sehen, außer der armseligen Anlage zu einer Landschaft mit einigen Bäumen und einem Paar Figürchen, bestehend aus einem todten Huhne, das auf dem Rücken liegt, und einem Frauenzimmer, das ein Bündel Holz zu tragen scheint. Die Landschaftsmalerei soll hier vielleicht nebenher eine Weisung erhalten, wie sie sich von Hogarth erwarten läßt, dem die wahre Schönheit eines Landschaftsgemäldes wahrscheinlich ein ähnliches Räthsel war, wie die Schönheit der griechischen Antike. Denn der Weg ist weit, von der hogarthischen Charaktermalerei bis zum Charakter einer Landschaft. Aber die gemeinen Landschaftsgemälde sind allerdings charakterlos. Sie wirken nur auf das Auge, und sagen dem Gemüthe gar nichts. Nun kann zwar auch ein solches nichts sagendes Gemälde doch einen Kunstwerth haben, für den Hogarth nicht empfänglich war; aber schaden kann es auch nicht, die Landschaftsmaler, die nicht bloß für Farben, Gestalten und Beleuchtung Sinn haben, zuweilen daran zu erinnern, was der unübertreffliche Claude Lorrain nie vergaß, daß auch eine Landschaft eine Seele haben kann, und zwar eine andere als

diejenige sein mag, die ein sterbendes Huhn aushaucht. Bis dahin nun, daß die dem Gemälde gänzlich fehlenden Gedanken sich aus dem Tabacksrauche abgesetzt haben werden, der dem Ganzen ein bräunliches Colorit, etwa in der Manier der Rembrandtianer, geben wird, erhält es vorläufig eine, vorübergehende, aber darum nicht weniger blendende Beleuchtung durch eben diesen Rauch; denn die Lichtwolke, die der narkotische Dampf hier bildet, fällt auf das Bild. Lange kann das auf diese Art hervorgebrachte Alter des Gemäldes nicht ausbleiben; denn der Zeitgott raucht nicht mit der Zierlichkeit eines Weltmannes, der in einer guten Gesellschaft zum Caffee, wo die Tabackspfeife noch nicht proscribirt ist, nur leichte Züge in kaum bemerklichen Wölkchen gen Himmel schickt. Saturn, so ruhig er da sitzt, schmaucht, wie in einer Bierschenke, aus Leibeskräften. Ein übler Umstand ist nur zu besorgen; das schöne Gemälde wird durch den Tabacksruß, der sich ansetzt, den Glanz verlieren, der auch zu den malerischen Schönheiten gehört, über die Hogarth lachte. Aber auch dagegen ist Rath. Er findet sich reichlich in dem ungeheuern Gefäße unter der Staffelei. Firniß (Varnish) steht an diesem Gefäße geschrieben. Mit einem tüchtigen Firniß überzogen muß das geschwärzte Gemälde auch diesen Reiz eines recht alten niederländischen erhalten. Damit aber über das Alter des Meisterwerks auch nicht der kleinste Zweifel unter den Kennern übrig bleibe, hat es der sinnreiche Künstler, der es vollendet, noch mit seiner gewaltigen Sense durchstochen. Vor einem solchen Zeichen des Alterthums muß die Kritik verstummen.

Aber nur der Zeitgott selbst konnte auf diese Art mit einem Gemälde verfahren, ohne sich eines Betruges schuldig zu machen. Denn nur er hat die Zeit so in seiner Gewalt, daß

Alles altert, sobald er es mit seiner Sense berührt. Wäre dieß nicht der Fall, so hätte sich Saturn, seiner Götterwürde eingedenk, auf kunstreiche Nachahmung des Alterthümlichen beschränken müssen, etwa in der Manier, die unter den neuesten deutschen Dichtern beliebt ist. Dann hätte er, wie diese alterthümlichen Dichter, bewiesen, daß ein Gemälde, wie ein Gedicht (ut poësis, pictura) den eigentlichen Kunstwerth nicht sowohl innern Vorzügen, als den nie alternden Reizen der nachgeahmten Alterthümlichkeit verdankt; daß es zum Beispiel einem deutschen Gedichte gleichen muß, das man kaum verstehen kann, wenn man es nicht während dem Lesen, oder nachher, ins Griechische oder Lateinische übersetzt; oder wenigstens einem andern deutschen Gedichte, das im neunzehnten Jahrhundert die Sprache der alten Minnesänger, in der niemand mehr natürlich denkt, nicht redet (denn reden kann man diese Sprache nicht mehr), sondern abschreibt.

Gegen die malerische Stellung, die Hogarth dem alten Maler selbst auf diesem Blatte gegeben hat, wäre nichts zu erinnern, wenn der Alte sich nur einen andern Sessel gewählt hätte. Aber er sitzt leider! auf dem Hintertheile eines antiken Torso, neben dem der Kopf und die Hand dieser zertrümmerten Statüe liegen. Mehr verdienten also dergleichen alte Kunstwerke nicht, als, dem Maler, der sie benutzen will, auf eine solche Art nützlich zu sein? Von dieser Seite zeigt sich Hogarth's Geschmack ein wenig türkisch. Denn ungefähr ebenso urtheilen die Muselmänner, die jetzt über die Nachkommen des Phidias und Praxiteles herrschen, über die Reste der plastischen Kunstwerke in Griechenland. Auch in ihren Augen sind die Europäer, die diese Dinge wie Heiligthümer betrachten, ganze Narren. Aber wird denn nicht die Schätzung dieser alten Kunstwerke im neueren Eu-

ropa übertrieben? Darf der Satyriker nicht jede Uebertreibung züchtigen? Hat uns nicht die Zeit auch Mittelmäßiges und Schlechtes aus dem classischen Alterthume aufbewahrt? Und wird nicht auch dieses bewundert, weil es alt ist? Alles wahr. Aber mit dem classischen Alterthume überhaupt ist nicht zu spaßen. Wer sich an ihm vergreift, deckt gewöhnlich nur seine eigene Blöße auf. Auch das Mittelmäßige aus jenen unvergeßlichen Zeiten ruft uns zuweilen in interessanten Zügen den Geist jener Zeiten zurück. Hogarth bedeckt hier umsonst seine Blöße mit den Worten aus einem englischen Gedichte: As Statues moulder into worth (wie der Werth der Bildsäulen mit dem Staube zunimmt, in den sie verfallen). Er und sein Gewährsmann, der ungenannte Dichter, konnten leicht etwas Witzigeres sagen. Aber wir wollen bei der schwachen Seite des trefflichen Künstlers nicht länger verweilen. Angenommen, er habe durchgängig Recht, konnte er seinem Zeitgotte in dieser Positur keine bessere Unterlage geben.

Noch zwei Inschriften dieses Blattes, die griechische Ueberschrift des Gemäldes, und die englische Unterschrift unter dem Kupferstiche bedürfen einer Erwähnung für die Leser, die nicht Griechisch und Englisch verstehen. Griechisch verstand auch Hogarth nicht. Die Worte, die wir hier zu übersetzen haben, sind ihm also wahrscheinlich entweder von einem guten Freunde an die Hand gegeben, oder er hat sie unmittelbar aus dem Englischen Zuschauer entlehnt, wo sie mit einer Uebersetzung als Motto vorkommen. Daß sie an dieser Stelle einen Ausfall gegen das griechische Alterthum überhaupt bedeuten sollen, wollen wir um Hogarth's willen nicht glauben. Wenn man sie aus der incorrecten Form, in der sie der ungriechische Hogarth hierher verpflanzt hat, in reines Griechisch überträgt, lauten sie so:

Ὁ γὰρ Χρόνος μ' ἐκαμψε, τέκτων μὲν σόφος,
Ἅπαντα δ' ἐργαζόμενος ἀσθενέστερα.

zu deutsch:

Die Zeit hat mich gekrümmt; ein weiser Künstler;
Nur, was er schafft, ermattet unter seiner Hand.

Woher diese Verse stammen, mögen die Litteratoren aufsuchen. Im englischen Zuschauer werden sie dem Philosophen Krates, dem Cyniker, zugeschrieben. Hogarth wußte vielleicht nicht, was für eine Art von Philosophen die Cyniker waren. Wenn er es gewußt hätte, wäre die gelehrte Ueberschrift hier um so passender, da auch Hogarth's Kunst sich zum Cynismus neigt, ohne darum in ihrer Art weniger Achtung zu verdienen, als die Philosophie der ächten Cyniker, die selbst der unbarmherzige Spötter Lucian, der keine Philosophie der Schulen ungeneckt ließ, (unsere Leser kennen ihn wenigstens aus Wielands Uebersetzung) in seinen Schutz nahm.

Eine Art von Gegenstück zu der gelehrten Ueberschrift des verspotteten Gemäldes ist die Unterschrift, die sich auf den ganzen Kupferstich bezieht, und als Motto anzusehen ist, das Hogarth, wenn gleich nur abgeschrieben, doch gewiß aus voller Seele niedergeschrieben hat. Es drückt sein innigstes Künstlerselbstgefühl aus.

To nature and yourself appeal,
Nor learn of others, what to feel;

oder: Halte dich an die Natur und dich selbst; und lerne nicht von Andern was du fühlen sollst.

Ein goldener Spruch! fühlt man sich geneigt auszurufen. Gewiß ist, daß Hogarth, wenn er nicht ganz im Sinne dieses

Spruchs empfunden und gemalt hätte, nicht ein solcher Meister in seinem Fache geworden wäre. Wenn wir aber das Gold des Sprüchelchens in Scheidewasser probiren, zeigt sich doch bald, daß es nicht ganz rein ist. Hogarth gehört zu keiner Schule! er steht ganz auf seinen eigenen Füßen. Aber ebendeßwegen, weil er keine Lehrerin, außer der untrüglichen, der Natur, anerkennen wollte, wurde er einseitig und unempfänglich für alle Reize der Kunst, die nicht in der Sphäre seiner individuellen Sinnesart lagen. Wenn wir, um alles zu lernen, was Noth thut, nur bei der Natur unmittelbar in die Schule zu gehen nöthig hätten, würde das erste Kunstgenie nach Adams Falle schon Meisterwerke geliefert haben, und der menschliche Kunsttrieb den Kunsttrieben der Thiere gleichen, deren erster Versuch, wie Reimarus bemerkt, auch schon ihr Meisterstück ist. Aber in menschlichen Dingen lernt Einer von dem Andern; nur freilich das nicht, was Hogarth eigentlich meint, natürlich empfinden. Und gegen einen, der von selbst auf den Weg der Unnatur geräth, werden immer Zehn und darüber auf diesen breiten Weg, wo die Thorheiten in dichten Haufen schwärmen, durch irgend einen Schulunterricht geleitet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf